

„Nur Haß hielt mich am Leben“

Die Odyssee eines Kranken von Arzt zu Arzt (I) / Von Beat Schliep

Es war an einem lauen, freundlichen Frühlingstag im April 1985. Einige Wochen vorher hatte ich schon einmal leichte Schmerzen in Bauch- und Rückengegend gespürt – und nun wieder. Aber ein undefinierbares Unwohlsein, ein Drücken oder Ziehen irgendwo am Körper taucht ja ab und zu einmal auf und verschwindet dann von selbst wieder.

Ein paar Tage später durchzuckte mich ein stärkerer Schmerz im Rücken, der sich dann im Bauch festzusetzen begann. Es vergingen einige Tage, in denen ich sehr genau auf meine Ernährung achtete, trotzdem wachte ich nachts des öfteren von Schmerzen in der Bauchgegend auf. Ich beschloß, bei der nächsten Gelegenheit einen Arzt aufzusuchen.

„Naturheilmethoden“ versprach das Schild neben dem Eingang. Der Arzt diagnostizierte eindeutig – Magenschmerzen. Er drückte mir eine selbstverfaßte Broschüre in die Hand, in der detaillierte Ernährungsvorschriften für alle möglichen Arten von Magen- und Darmbeschwerden zusammengestellt waren.

Trotz Sechskorngemischs, kalt geschleuderten Honigs und ungesättigter Fettsäuren verschwanden die Beschwerden nicht. Im Gegenteil, sie nahmen derart zu, daß ich einen weiteren Arztbesuch für unerlässlich hielt. Der Arzt wirkte diesmal sehr ernst und wies auf einen engen Zusammenhang von Magentätigkeit und Psyche hin. Wir einigten uns zunächst auf eine „Magen-Darm-Passage“, bei der ein Kontrastmittel geschluckt wird, damit eine anschließende röntgenologische Darstellung möglich wird.

Die Untersuchung ergab lediglich einen „leichten Reizzustand des Magens“, jedoch „ohne pathologische Veränderungen“. Zur Therapie wurde mir ein Antazidum, ein säurebindendes Mittel, verschrieben. Noch zwei weitere Male suchte ich

diese Praxis auf, aber die Medikamente zeigten keinerlei Wirkung.

Zum ersten Mal erlebte ich nun das Verhalten eines Arztes, dem der Patient lästig zu werden beginnt. Er bezweifelte, daß ich mich an seine Ernährungsrichtlinien hielt. Ebenso wenig, bemerkte er ungehalten, richtete ich mich nach der Vereinbarung, seine Praxis nur nach telefonischer Anmeldung aufzusuchen. Unangemeldet kämen nur „dringende Fälle“. Er habe ohnehin wenig Zeit, jetzt, wo die Urlaubssaison nahe. Ich verstand, ging und kam nicht mehr wieder.

Also ging ich zu einem anderen Arzt, bei dem ich vor längerer Zeit gewesen war. Er nahm sich Zeit für mich und verschrieb ein Naturheilmittel mit Kamillenwirkstoff für eine Rollkur. Dreimal suchte ich ihn auf, ohne daß sich die Beschwerden gebessert hätten.

Bis zum Beginn der Sommerferien waren es inzwischen nur noch zwei Wochen, und da ich der Arztbesuche überdrüssig zu werden begann, versuchte ich, mich auf einen ausgiebigen Urlaub in der Türkei zu freuen. Im Juli 1985 flog ich also nach Istanbul, wo ich zunächst einen mehrwöchigen Türkischkurs besuchen wollte, um dann später Sonne und Meer an der Ägäis zu genießen.

Die anfänglich intervallartig auftretenden Schmerzen entwickelten sich jetzt zu einem Dauerschmerz, der mir vor allem nachts zu schaffen machte. Es war nicht mehr möglich, flach auf dem Rücken zu liegen; entweder schlief ich auf der Seite, oder ich mußte mir so viele Kissen unterlegen, daß ich halb saß. Die Schmerzen schienen sich besonders auf den Rücken und die Wirbelsäule zu konzentrieren.

Meine Bekannten waren besorgt, und auf ihren Rat hin fuhr ich zum deutschen Krankenhaus, wo deutsche Botschaftsangehörige und reiche Türken behandelt werden. Der

© 1991 Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main.



Autor Schliep: „Ich hatte das Gefühl, nicht mehr viel Zeit zu haben“

Unerträgliche Schmerzen, zunehmende Hinfälligkeit, quälende Isolierung – und 31mal die falsche Diagnose: Mal sollte es die Bauchspeicheldrüse sein, mal der Magen, mal die Psyche. Fast zwei Jahre lang lief der Münchner Lehrer Beat Schliep, 32, von einem Arzt zum anderen, schließlich auch zu Wunderheilern. Der Alptraum jedes Kranken wurde für ihn Wirklichkeit. In einem Buch, aus dem der SPIEGEL Auszüge vorabdruckt, schildert Schliep, nach einer Operation inzwischen wieder genesen, seinen Leidensweg. Der Fall mag nicht typisch sein, aber er ist doch bezeichnend dafür, daß es auch in Zeiten medizinischer Überversorgung erschreckende diagnostische Defizite gibt.

türkische Arzt betastete meinen Körper und verschrieb mir verschiedene Medikamente gegen Magenschmerzen. Antazide waren inzwischen nichts Neues für mich. Abwechslung stellte lediglich ein starker Tranquilizer (Librax forte) dar.

An den folgenden Tagen schlich ich geradezu mit stocksteifem Oberkörper und angezogenen Schultern durch Istanbul. Der Unterschied zu den vergangenen Wochen bestand darin, daß ich durch das Psychopharmakum berauscht war. Ich bekam vor allem nachts Schmerzattacken. Ich schluckte immer mehr Librax forte, mit dem Ergebnis, daß ich im Morgengrauen vor Erschöpfung halb sitzend in einen Tiefschlaf fiel.

Ich mußte den Sprachkurs abbrechen und fuhr in den Süden ans Meer in der Hoffnung, daß Sonne und Wasser mir Linderung verschaffen würden. Die Bekannten und Freunde, die ich im Badeort traf, schienen über mein Aussehen überrascht. Ich hatte einige Kilo abgenommen und bewegte mich wie ein Roboter fort, steif, mit ruckartigen Bewegungen.

Am ersten Wochenende im September 1985 kehrte ich nach München zurück. Ich machte mich sofort auf den Weg zu einer Freundin, die mit einem Arzt im selben Haus wohnte. Sie war mit ihm gut bekannt, und sie erwarteten mich bereits.

Ich sollte mich flach auf eine Liege legen und mich durch gleichmäßiges Atmen so gut wie möglich entspannen. Nach einigen Sekunden setzte eine so heftige Schmerzattacke ein, daß ich panisch versuchte, mich so schnell wie möglich aufzusetzen. Der Arzt war schockiert und bereitete eine Spritze mit Buscopan compositum vor, einem krampflösenden Schmerzmittel, das ich im Urlaub schon kennengelernt hatte. Diesmal wirkte es nicht.

Der Arzt schickte mich in die Ambulanz der Klinik rechts der Isar. Es war Samstag abend, und ich machte mich im Schnecken-tempo in Begleitung von zwei Freunden auf den Weg. In der Notaufnahme mußte ich mir den Bauch abtasten und etwas Blut abnehmen lassen. Die kleinen Routineuntersuchungen brachten nichts zutage. Ich bekam einen Termin zur Gastroskopie; als ich die Klinik wieder verließ, fühlte ich mich ein wenig besser, schließlich war ich irgendwie „verarztet“ worden.

Die Gastroskopie ergab einen „rot geschwollenen Pylorus“ (Magenausgang). Das erkläre die Schmerzen, meinte der diensthabende Arzt. Ich war erleichtert, blieb aber etwas skeptisch. Als ich dann sah, wie mir aus der Krankenhausapotheke zwei Schachteln „Tagamet“ gebracht wurden, wußte ich, daß ich mit meinen Schmerzen noch eine Weile zu tun haben würde. Schließlich hatte ich das Medikament lange genug erfolglos in der Türkei genommen.

Bis zum Ende des Monats hatte ich noch zwölf weitere Arzttermine absolviert. Ich suchte zwei Internisten auf, die wiederum überwiesen mich zu einer weiteren Gastroskopie und zu einer Computertomographie. Die Magen-spiegelung ergab einen gesunden Magen. Das Tagamet hatte seine Wirkung getan. Die Therapie war erfolgreich; der Schönheitsfehler waren die heftigen Schmerzen, die zunahmen.

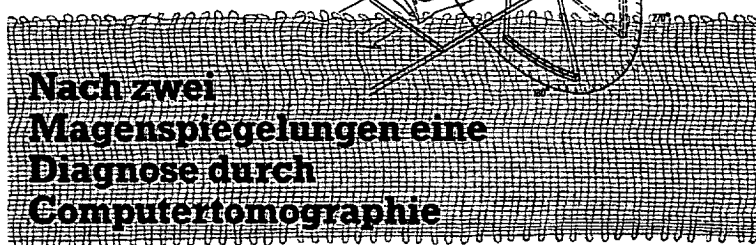
Die Computertomographie (CT) ist ein modernes Röntgenverfahren, das senkrecht zur Längsachse des Körpers verlaufende Querschnittsbilder macht. Bei mir wurde eine Abdomen-CT (Bauch) gemacht, die zwar den Magen als „ohne Befund“ darstellte, hingegen die Bauchspeicheldrüse für vergrößert und entzündet erklärte. Pankreatitis hieß das Zauberwort für die nächsten Monate. Ich bekam größere Mengen Pankreasfermentpräparate verschrieben.

Die einzige Veränderung bestand darin, daß die Schmerz-anfälle heftiger wurden. Ich beschloß, mir nun selbst in der Apotheke verschiedene Schmerzmittel zu kaufen. Die Ärzte verschrieben meistens nur eine oder zwei Packungen. Mein

Arzneimittelkonsum nahm in der Zeit rapide zu, so daß ich täglich schon eine halbe Packung verbrauchte.

Ich mußte nebenher meinen Unterricht geben und begann allmählich, ein „Dopingprogramm“ zu entwerfen, das ich auf meine Arbeits- und Schlafzeit abstimmte. Wenn ich vormittags Unterricht hatte, konnte ich relativ gut arbeiten, da die erste Schmerzattacke gegen Mittag einzutreten pflegte. Der Schmerzhöhepunkt zeigte sich nachmittags gegen vier Uhr. Hatte ich um diese Tageszeit zu arbeiten, so mußte ich um drei Uhr mindestens vier Schmerztabletten schlucken.

War es mir seit dem letzten Sommer unmöglich, zu husten oder zu lachen, wenn ich Scherzanfälle vermeiden wollte, mußte ich mich nun auch davor hüten, mich zu räuspern, zu gähnen und tief ein- oder auszuatmen. Ich hatte das Gefühl, mir sei der ganze Oberkörper zugeschnürt. Dank meiner Bekannten, die stets in der Lage



waren, mir irgendwelche Spezialisten wärmstens zu empfehlen, begab ich mich in die Praxis eines Internisten. Er ließ eine Oberbauchsonographie, eine Ultraschalluntersuchung, durchführen, bei der die fraglichen Organe fotografisch dargestellt wurden. Die Bauchspeicheldrüse erwies sich als vollkommen gesund.

Mittlerweile waren die Schmerzen so unerträglich geworden, daß ich nicht mehr sicher sein konnte, sie mit der gewohnten Medikamentenration unterdrücken zu können. Ich erhöhte die Dosis weiter und gab inzwischen täglich etwa 25 Mark für Schmerzmittel aus. „Wollen Sie nicht mal zum Arzt gehen?“ begannen mich die Apotheker zu fragen.

Mir wurde bewußt, daß in meinem Freundes- und Bekanntenkreis über mich geredet wurde. Ich konnte mit den psychologisierenden Interpretationen und Ratschlägen wenig anfangen. Mir ging allmählich die Kraft aus. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr viel Zeit zu haben.

In meiner Hilflosigkeit erreichte mich ein Anruf einer Freundin. Sie empfahl mir einen bekannten Augendiagnostiker. Ich konnte es mir in meiner Lage nicht erlauben, einen wie auch immer gearteten Diagnoseversuch abzulehnen. Nicht einmal die Tatsache, daß ich die Rechnung privat zu zahlen hätte, durfte mich schrecken.

„Eindeutig – Pankreatitis“, lautete die Diagnose, die in wenigen Sekunden von meiner Iris abgelesen wurde. Der Heilpraktiker verbat sich sogar Vorinformationen, um eine möglichst objektive Diagnose stellen zu können. Bei einem weiteren Termin ließ sich der Heilpraktiker wegen eines Zahnarzttermins entschuldigen.

Wieder einmal blieb ich mit meiner Enttäuschung und Wut allein. Meine Wut war aber nicht zielgerichtet. Wem sollte ich die Schuld für diesen Zustand auch geben? Die Ärzte bemühten sich doch wirklich. Allerdings nur so lange, wie sie diagnostische Vorschläge hatten. Nachdem sie mich das vierte oder fünfte Mal in ihrer Praxis erblickten, empfanden sie mich als lästig. Bisher sagte keiner, er wisse nicht, was mir fehle. Es

nige Übungskassetten zum Autogenen Training und zog mich mit ihnen zurück. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, daß ich es nicht fertigbrachte, mich entspannt hinzusetzen. Außerdem schien die gezielte Konzentration auf meinen Körper meine Schmerzen eher zu verschlimmern.

Ich schaffte es nicht, mit meinen Beschwerden allein fertig zu werden. Diesmal ging ich zu einem Arzt, dessen Spezialgebiete Innere Krankheiten und Psychotherapie waren. Er hörte sich meine Schilderungen ruhig an, untersuchte mich aber nicht. Ich fragte, ob er es sich erklären könne, weshalb ich sowohl im Bauch als auch am Rücken Schmerzen hätte. Er meinte, Oberbauchschmerzen strahlten nach hinten aus.

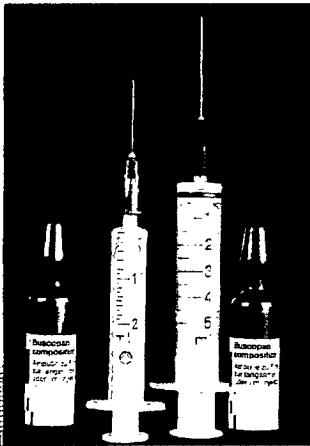
Ich suchte seine Praxis in den folgenden Wochen etwa zehnmal auf, und er injizierte mir Vitamine, Kalzium und andere aufbauende Mittel. Er verschrieb mir auch regelmäßig Schmerzmittel, so daß ich finanziell ein wenig entlastet wurde. Ich erklärte ihm, daß ich etwa das Doppelte oder das Dreifache der von ihm verschriebenen Menge verbrauche. Er notierte „Schmerzmittelabusus“ und erwiderte, soviel könne ein Arzt guten Gewissens nicht verschreiben.

Bei einem meiner Besuche gab er mir eine sogenannte Depotspritze, deren Wirkung eine Woche anhalten sollte und bei der ich mich „zusammenreißen“ müßte. Auf die Frage, was er mir spritzen wolle, antwortete er, es sei etwas, das den gesamten Organismus beruhige. Etwas, das zeigen könnte, ob meine Beschwerden psychogener Natur seien. Ich willigte sofort ein, denn schlimmer werden konnte mein Zustand meiner Vorstellung nach eigentlich nicht mehr.

Nach der Injektion war ich sehr müde, und mein Körper wurde schwer. Ich hatte Mühe, die Augen aufzuhalten, und mein Reaktionsvermögen war verlangsamt. In der Schule hatte ich große Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Ich begann schon fast, mich an den Zustand zu gewöhnen, als ich am nächsten Tag seltsame Zuckungen verspürte, begleitet von Schüttelbewegungen und Steifheit der Arme. Der

Kopf drehte sich ständig nach hinten. Ich hatte kaum noch Gewalt über meinen Körper, vor allem nicht über meinen Kopf, die Augen- und Mundbewegungen.

Ich mußte so schnell wie möglich zu dem Arzt, bevor mein Zustand gänzlich außer Kontrolle geriet. Die Passanten auf der Straße starteten mich schamlos an. Endlich erreichte ich den Taxi-stand; ein Fahrer half mir beim



**Mit meinem
Medikamentenkonsum
war ich kaum noch
existenzfähig**

Einsteigen. Ich hatte Mühe, mein Fahrziel zu nennen, das Artikulieren war mir kaum noch möglich.

Der Arzt schien nicht verwundert. Ich solle im Wartezimmer Platz nehmen, bedeutete er mir. Er ließ sich Zeit – schließlich war ich unangemeldet gekommen. Endlich ließ er mich ins Sprechzimmer rufen und gab mir eine schon vorbereitete Spritze, die die teuflische Wirkung der Depotinjektion aufhob. Innerhalb von wenigen Minuten hatte ich meine Gli-

der unter Kontrolle, und auch mein Kopf gehorchte mir wieder. Der Arzt bemerkte lapidar, „das kann vorkommen“, und verschwand. Ich sollte mich im Labor der Praxis noch eine Weile ausruhen. Ich nutzte die Gelegenheit, mit der Sprechstundenhilfe über den Vorfall zu sprechen. Sie zeigte mir schließlich die Patientenkarte: „Psychogene Bauchschmerzen, funktionelle Beschwerden, Frühdyskinesien und medikamentöses Parkinsonoid.“

Der Arzt hatte mir ein starkes Psychopharmakum gespritzt, das als Nebenwirkung das Parkinsonsche Syndrom ausgelöst hatte. Die Parkinsonsche Krankheit (Schüttellähmung) ist eine Störung des Zentralnervensystems, verbunden mit zitternder Unruhe, Steifheit in den Armen und Beinen und unkontrollierten Schüttelbewegungen. Ein vorgeneigter Oberkörper, Speichelfluß und maskenhafte Unbeweglichkeit des Gesichts gehören zum Krankheitsbild.

Der Arzt hatte meine Beschwerden offenbar als „psychogen“ und „funktionell“ eingestuft und mir obendrein die Symptome einer neuen Krankheit injiziert. Ich begann allmählich, die Ärzte zu hassen. Meine Schwester, die selbst Heilpraktikerin ist, empfahl mir, es mit Bioenergetik zu versuchen.

Ziel der bioenergetischen Therapie ist es, Fehlsteuerungen nicht nur zu analysieren, sondern ihre körperlichen Anzeichen zu behandeln, um so auf den inneren Heilungsprozeß von außen einzuwirken. Denn, so sagen die Bioenergetiker, alle körperlichen und seelischen Vorgänge sind nur verschiedene Ausdrucksformen eines einzigen, einheitlichen Lebensprozesses. Sobald sich der Mensch seines Körpers wirklich bewußt wird, mit ihm „arbeitet“, ihn „erlebt“, gewinnt er ein völlig neues Verhältnis zu sich selbst und wird auch Angstzustände und Streßsituationen überwinden.

Der Bioenergetiker, den mir meine Schwester vermittelt hatte, machte mir bereits telefonisch klar, daß er wöchentlich zweistündige Sitzungen mit seinen Klienten abzuhalten pflegte. Er hatte seine Praxis in einer Villa in einem Münchner Vorort.

Ich betrat den großen Raum im Dachgeschoß, in dem sich außer einem ausgelegten Teppich, einem riesigen Bett mit vielen Kissen, einem großen Badehandtuch und einem Stuhl nichts weiter befand. Der Therapeut stellte sich mir kurz vor, wollte von mir allerdings nichts mehr über meine Beschwerden erfahren. Er forderte mich auf, mich bis auf die Unterhose auszuziehen und mich neben ihn auf das Bett zu legen.

Ich zog mich aus, erklärte aber sofort, daß ich nicht in der Lage sei, mich flach hinzulegen. So setzte ich mich auf den Stuhl, immer auf der Hut, mich nicht anzulehnen, damit mir die Lehne nicht auf die Wirbelsäule drücke. Die Steifheit und Bewegungslosigkeit meines Körpers, die Vorsicht vor falschen Bewegungen, die stickige Luft in der Dachwohnung, all das trieb mir den Schweiß aus den Poren.

Der Therapeut hatte es sich auf dem Bett bequem gemacht und beobachtete mich, ohne zu sprechen, sehr eingehend. Ich versuchte zu erzählen, was ich durchzumachen hatte. Er blockte mich ab und meinte: „Wir wollen mal sehen, was dein Körper so macht.“

Er ließ mich dann aufstehen. Mir lief der Schweiß über den ganzen Körper auf die Füße. Er beobachtete meine Körperhaltung und schwieg weiter. Als ich spürte, wie trotz der Medikamente eine Schmerzattacke einsetzte, stöhnte ich, daß ich keine Kraft mehr hätte. Je eher wir diesen Zustand erreichten, desto besser, meinte der Therapeut. Die Abwehrhaltung mußte geschwächt werden, so daß ich endlich mit dem „rauskomme“, was mich quält. Ich erwiderte ihm, daß ich mit nichts hinter dem Berg halte, daß ich einfach brutale Schmerzen habe und nicht wisse, warum.

Er stand auf, ging ein paarmal um mich herum und fragte mich, ob ich schon einmal eine Maus beobachtet hätte, die Todesängste ausstehe, weil die Schlange sich bereits aufge-

richtet habe, um sie im nächsten Augenblick zu verschlingen. Ich verstand nicht, was dieses Beispiel mit meinen Schmerzen zu tun haben sollte.

Der Therapeut brach sein Schweigen. Er wisse jetzt ganz klar, was mit mir los sei. Die Ursache für alles sei eindeutig die Angst. Meine Körperhaltung und vor allem der Schweiß verrieten eindeutig – Angst. Ich hätte vor allem Angst, besonders jetzt vor ihm. Er symbolisiere die Umwelt. Die zitternde Maus sei natürlich ich selbst.

Ich wollte widersprechen, er ließ mich nicht zu Wort kommen. Ich stand halbnackt da, zitternd und schwitzend, mit unglaublichen Schmerzen, bei geschlossenen Fenstern und stikiger Luft. Der Mann redete in beschwörender Weise mit belehrendem Ton auf mich ein. Ich faßte den Entschluß, mich anzuziehen und so schnell wie möglich zu gehen. Er stellte sich mir in den Weg und meinte, wer sich auf eine Therapie einlasse, müsse die Kraft haben, sie zu Ende zu führen. Ich beteuerte, daß ich die Kraft nicht hätte und daß ich schnellstens Schmerztabletten nehmen müsse. Er redete weiter auf mich ein, ich würde noch von der Schlange gefressen werden, wenn ich mich nicht endlich einmal meiner Angst stelle.

Während ich mich ankleidete, meinte er, bei dieser immensen Abwehr sei mein Zustand kein Wunder. Er gab mir einen neuen Termin, und ich versuchte, so schnell, wie es mir eben möglich war, die Stufen zum Ausgang hinunterzukommen. Zum ersten Mal war ich psychisch gequält worden, so daß mir die Kraft fehlte, die körperlichen Qualen zu ertragen. Die Tage und vor allem die Nächte wurden für mich immer anstrengender.

Der nächste Arzt entledigte sich meiner dadurch, daß er mich an einen Verhaltenstherapeuten überwies, der sich meiner psychischen Probleme annehmen sollte. Wieder einmal machte ich mich auf den Weg zu einem ausgebildeten Helfer.

Der Verhaltenstherapeut machte auf mich einen verkrampften Eindruck. Nervös fuchtelte er mit seinen verschwitzten Händen herum. Er machte in seinen Ausführungen die „Mutterbeziehung“ für meine Beschwerden verantwortlich und vermied es, mir in die Augen zu sehen. Ohne mich weiter zu äußern, verließ ich die Praxis des Therapeuten.

In der Absicht, über die erfolglose Therapie zu berichten, suchte ich den Internisten, der mich überwiesen hatte, nochmals auf. Nun empfahl er mir einen renommierten Schmerztherapeuten, der damit befaßt war, speziell für Krebskranke Systeme zur Bekämpfung von extremen Schmerzsituationen zu entwickeln.

Der Therapeut wohnte im vierten Stock eines Schwabinger Altbaus. Ich hatte Schwierigkeiten, die Treppe hinaufzusteigen. Als erstes wurde ich gefragt, weshalb ich so schwitze. So erläuterte ich wieder einmal mein Befinden. Der Therapeut schien beunruhigt. Er gab mir einen Stapel Unterlagen mit, die ich regelmäßig innerhalb der nächsten Woche auszufüllen hätte. Es handelte sich um Schaubilder der hinteren und vorderen Seite des menschlichen Körpers, auf denen ich die schmerzenden Stellen zu schraffieren hätte. Ebenso sollte ich Uhrzeiten, Dauer und Ende der Schmerzintervalle notieren und meine seelische Verfassung vor und nach den Schmerzattacken genau beschreiben.

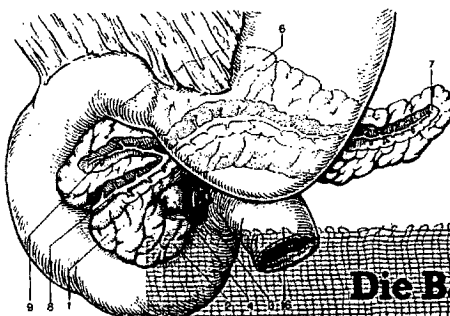
Durch die zunehmenden Schmerzen wurde mein Gang so unsicher, daß ich mich auf der Straße zu fürchten begann. Ich bekam Angst vor großen Kreuzungen und zu schnell anfahren den Bussen. Ich verließ meine Wohnung nur noch, um zur Arbeit zu gehen. Die Tatsache, daß sich die Praxis des Schmerztherapeuten im vierten Stock eines Hauses ohne Aufzug befand, ließ mich wohl oder übel den Entschluß fassen, ihn nicht mehr aufzusuchen.

Zu den üblichen, schier unerträglichen Schmerzen gesellte sich im Frühjahr 1986 ein neues Symptom hinzu. Ich spürte ein Zittern und Durchblutungsstörungen in den Beinen. Außerdem waren meine Füße geschwollen. Wie schon früher begann ich mich über die neuen Symptome zu freuen, anstatt beunruhigt zu sein. Neue Symptome erleichterten möglicherweise die von mir lang ersehnte richtige Diagnose. Ich überlegte fieberhaft, welchen Arzt ich aufsuchen könnte.

Die Wahl fiel diesmal auf einen Allgemeinmediziner, dessen Praxis sich in meinem Stadtteil befand. Zunächst wurde ich gefragt, weshalb ich im Wartezimmer nicht gegessen habe. Dann bemerkte der Arzt, daß meine Körperhaltung Rheuma und Depressionen verriete. Nun mußte ich wenigstens mit einer knappen Version meiner Leidensgeschichte herausrücken. Der Arzt betrachtete meinen Oberkörper, meine Wirbelsäule, horchte den Bauch und den Darm ab. Dann ließ er

ein Röntgenbild der Lunge anfertigen.

Die Symptome an den Beinen konnte er nicht eindeutig erklären. Auch Blut- und Urinuntersuchungen ergaben nichts. Für ihn stand



**Die Bauchspeicheldrüse
erwies sich nun
auf einmal
als vollkommen gesund**

fest: psychosomatisch. Er wollte mich dafür gewinnen, wöchentlich regelmäßig zu Sitzungen zu erscheinen, in denen er Autogenes Training durchführte.

Die Schwellung bildete sich von selbst zurück, die Gefühlsstörungen in den Beinen blieben. Meine Stimmung schwankte zwischen Verzweiflung und Wut. Ich fühlte mich elend und verkroch mich in meine Wohnung. Die folgenden Tage und vor allem die Nächte verliefen noch qualvoller als bisher. Ich überlegte, ob ich für einen Selbstmord genug Mut hätte. Eigentlich ist es keine Frage von Mut, sondern von der Stärke des Leidensdrucks, dachte ich.

Ich war physisch und psychisch am Ende. Ich hatte zu arbeiten aufhören müssen. Meine Kontakte waren beinahe alle abgebrochen. Ich konnte nirgendwo mehr mithalten. Was mich noch ein wenig am Leben festhalten ließ, war eine Portion Haß. Ich fühlte mich ungerecht behandelt. Ich schleppte ein Leiden mit mir herum, das nicht erkannt wurde und das mit Psychotherapie nicht zu kurieren war. Ich wollte mein Recht. Dieser Haß richtete sich mehr und mehr gegen bestimmte Ärzte, vor allem gegen moderne, „aufgeklärte“ Ärzte, die viele Beschwerden für psychogen erklärten.

Ich kam zu der Überzeugung, daß es sinnvoll wäre, mich in eine Klinik einweisen zu lassen. Nochmals begab ich mich in die Praxis des Arztes, den ich zuletzt aufgesucht hatte. „Verdacht auf Pankreatitis“ gab er als Einweisungsgrund auf dem Überweisungsformular an. So landete ich in der Gastroenterologischen Abteilung einer Klinik.

„Sie wissen schon, daß Ihre Sache psychisch ist!“ empfing mich die verantwortliche Schwester in der Aufnahme des Krankenhauses. Es stellte sich heraus, daß die Oberschwe-

ster über den Stationsarzt vom einweisenden Arzt telefonische Vorinformationen erhalten hatte.

Eigentlich hätte ich in diesem Augenblick schon die Klinik verlassen können. Ich kam mir wie ein Angeklagter vor, dem ein faires Verfahren verweigert wird. Ich merkte, daß man Patienten, deren Beschwerden psychogen sein konnten, wie Hypochonder behandelte. Man sah sie als Simulanten an. Eine Assoziation mit „Verrücktsein“ schien mir stets vorhanden. Ich konnte mich dagegen nicht wehren.

Ich sprach mit dem Oberarzt sehr offen, merkte aber, daß er mich nicht sehr ernst nahm. Als ich auf meinen Schmerzmittelkonsum zu sprechen kam, war er schockiert und meinte, daß man es hier „mal ohne“ versuchen wolle.

Die erste Nacht in der Klinik war schrecklich. Es verging fast eine Stunde, ohne daß auf mein Klingeln reagiert worden wäre. Der diensthabende Arzt zeigte sich sehr ungehalten, gab mir aber mehrmals Zäpfchen. Sie zeigten keinerlei Wirkung. Wie ich später aufgrund der Klinikunterlagen erfuhr, hatte man bei mir angeordnet: „Mit Placebo versuchen.“

Nach etwa vier Stunden war ich vor Erschöpfung derart geschwächt, daß ich mich im Bad einschloß und in einer Ecke kniete, den Kopf gegen die Kacheln gelehnt. Der Schlaf übermannte mich, die Schmerzen weckten mich wieder, das ging eine Weile so. Schließlich mußte ich noch mal nach dem Arzt läuten. „Sie geben wohl erst Ruhe, wenn Sie Morphin bekommen!“ sagte er gereizt.

Er holte dann einen Kollegen herbei und beriet mit ihm, was mit mir zu tun sei. Der Kollege tastete meinen Bauch ab und meinte, wer an Gastritis oder Pankreatitis leide, habe einen harten, verkrampften Bauch. Meiner hingegen sei weich und entspannt. Ein weiterer Beweis dafür, daß ich simulierte. Mein Verhalten in dieser Klinik wurde fortan mit dem Maß-

stab dieser ärztlichen Fehl diagnose gemessen.

Der folgende Tag verlief so qualvoll wie die Nacht. Zum dritten Mal wurde eine Magenspiegelung vorgenommen. Als ich aus der Narkose erwachte, lag ich zu mei-

Der Arzt blieb hartnäckig. Ich erzählte ihm, ein befreundeter Arzt, der in einer Psychosomatischen Klinik für Naturheilwesen arbeite, sei bereits bemüht, für mich dort ein freies Bett zu bekommen. Ich legte Wert darauf, nicht mit gewöhnlichen Medikamenten und Psychopharmaka, sondern mit natürlichen Heilmitteln behandelt zu werden. Diese Lüge lag im Trend der Zeit und zeigte ihre Wirkung. Der Arzt gab mir ein Entlassungsschreiben „für den Hausarzt“, auf dem er vermerkte: „Der Patient wird sich in eine Psychosomatische Klinik in Behandlung begeben.“

Mit zitterigen Knien verließ ich am nächsten Vormittag die Klinik. Mein Gepäck brachte meine Schwester in meine Wohnung, weil ich zu schwach war, es selbst zu tragen. Sie schlug mir vor, gemeinsam in der Türkei Urlaub zu machen. Zunächst zögerte ich, doch da ich aus meinem Teufelskreis ohnehin nicht herauskam und keinerlei Vorstellung mehr hatte, wie ich meine gesundheitlichen Probleme lösen könnte, stimmte ich zu.

Meine Hoffnung konzentrierte sich auf die türkischen Apotheken. Sie stellten eine wahre Fundgrube für Medikamentenabhängige dar. Eine strenge Rezeptpflicht existiert nicht. Die türkische Formulierung lautet: „Wird mit Rezept verkauft.“ Das bedeutet aber keineswegs, daß das jeweilige Medikament nicht ohne Rezept auch zu haben ist. Das Entscheidende ist, der Kunde kann das gewünschte Arzneimittel bezahlen.

Die Durchblutungsstörungen in den Beinen, die vor der Reise schon aufgetreten waren, hatten sich erheblich verstärkt. Ich hatte das Gefühl, die Unterschenkel stürben ab. Die Füße waren taub. Bis über die Knie erstreckte sich der Sensibilitätsverlust. Ich massierte die Beine, so gut ich konnte, aber ohne erkennbare Wirkung. Trotzdem schöpfte ich sofort etwas Hoffnung: Es kristallisierte sich da eine Symptomatik heraus, die vielleicht den ignorantesten Arzt auf eine Diagnose stoßen könnte.

Zurück in München, suchte ich sofort einen Arzt auf, der von einer Bekannten empfohlen worden war. Es handelte sich übrigens um den 25. Arzt. Ganz aufgeregt berichtete ich von den neuen Symptomen. Inzwischen spürte ich auch, daß die Motorik nicht mehr ganz in Ordnung war.

Ich war bei diesem Arzt etwa zehnmal, und es wurden wieder alle möglichen Routineuntersuchungen gemacht: Ultraschall, Röntgen der Lunge, Pankreas und so weiter. Nur der Aidstest war neu. Zur Abwechslung wurde ich dann noch zum Orthopäden geschickt, der außer einer leichten Schiefstellung der Wirbelsäule nichts entdecken konnte. Ich bestand auf einer neurologischen Untersuchung.

Ich suchte den Neurologen zweimal auf. Er führte einige Untersuchungen durch, unter anderem ein Elektromyogramm, das die Stromkurven der Muskeltätigkeit aufzeichnet. Sie waren nach seiner Ansicht ohne Befund. Ich beobachtete ihn, wie er die Ergebnisse sorgfältig notierte. In die erste Spalte schrieb er die von mir vorgebrachten Symptome; Sensibilitätsstörungen und Paresen (teilweise Lähmungen) der Beine. In der zweiten Spalte faßte er den „neurologischen Befund“ zusammen. Unter anderem „Druck- und Klopfschmerz in der Brustwirbelsäule“.

Beim zweiten Termin mußte ich einige körperliche Übungen vorführen, die mir nicht gelangen. Er rief während dieser Untersuchung den Internisten an, der mich überwiesen hatte. „Herr Kollege, jetzt ist schon wieder dieser Lehrer hier, ich kann beim besten Willen nichts finden!“ Er sagte das in einem verächtlichen Ton und forderte mich auf zu gehen. Für eine neurologische Systemerkrankung oder eine Polyneuropathie (Erkrankung mehrerer Nerven) gebe es keinerlei Hinweise. Er empfahl mir eine Psychotherapie.

Mein Zorn gab mir die Kraft zu neuen Arztturen. Der Weg führte mich zu einem Arzt, der „Durchblutungsstörungen und Muskelschwäche“ feststellte. Die medikamentöse Therapie sollte in der Einnahme von Kalzium- und Vitamin-B-Tabletten bestehen. Telefonisch wurde mir der 27. Arzt empfohlen, diesmal ein Universitätsdozent, der sich auf den Zusammenhang



Beim Neurologen: Die Stromkurven der Muskeltätigkeit erbrachten keinen Befund

nem Entsetzen auf dem Rücken. Der Schmerz war so grauenvoll, daß ich nach Schmerzmitteln winselte. „Ach, Sie schon wieder!“ Jeder schien über den neuen Psychopathen informiert. Am Nachmittag erschien der Stationsarzt und informierte mich darüber, daß alle Untersuchungen ohne Befund seien.

Ich wies ihn darauf hin, daß bei den diagnostischen Maßnahmen Wirbelsäule und Rücken nicht einbezogen worden waren. Der Arzt entgegnete, man könne Untersuchungen gerade in einem modernen Krankenhaus endlos lange fortsetzen, er sei der festen Überzeugung, daß ich in psychiatrische Behandlung gehöre. Er bot sich an, mir eine Einweisung in eine entsprechende Klinik auszustellen. Ich bekam es mit der Angst zu tun, denn ich wußte, daß man bei uns leichter in die Psychiatrie rein- als rauskommt.

Pankreas und Psyche spezialisiert hatte. Von den Lähmungserscheinungen zurück zur Bauchspeicheldrüse. Ich drehte mich weiter im Kreis.

Wieder erreichte mich ein Anruf mit der Empfehlung eines Arztes, der 28., ein Homöopath. Homöopathiekundige wissen, daß beim Erstbesuch unzählige, scheinbar unwesentliche Fragen gestellt werden, deren präzise Beantwortung ein Gesamtbild des Patienten ergibt. So verbrachte ich etwa zwei Stunden im Sprechzimmer des Arztes. Zum Abschluß des Gesprächs bekam ich ein winziges weißes Kügelchen verabreicht. Ich sollte nicht erfahren, was es enthielt.

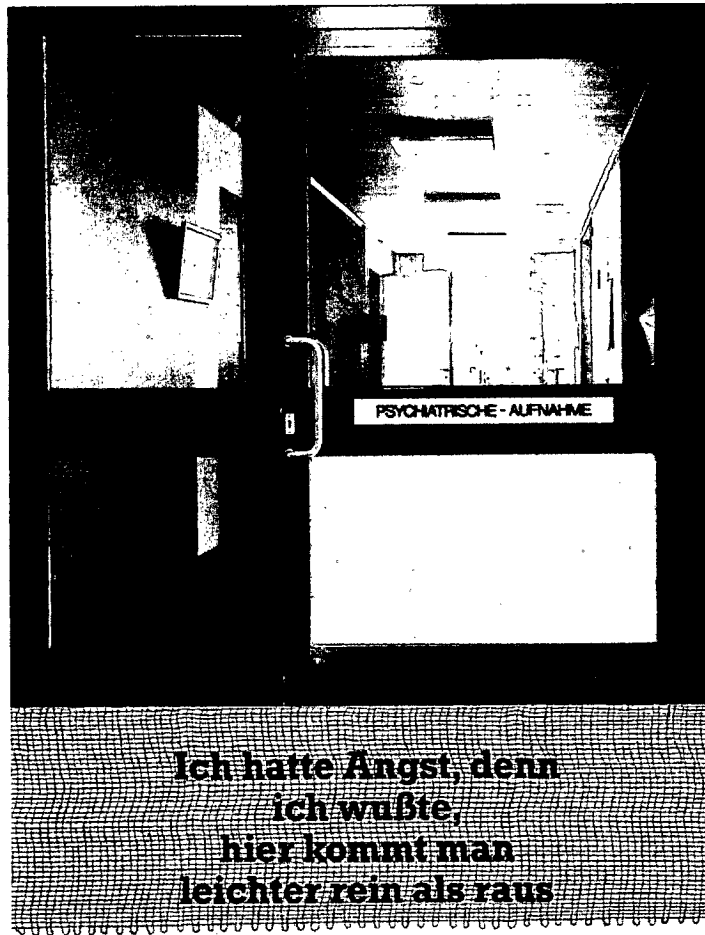
Gegen eventuelle Schmerzen – als sei offen, ob welche auftreten – bekam ich ein Tütchen mit weiteren Globuli mit auf den Weg. Ich sollte nun sämtliche Schmerzmittel meiden und bei Schmerzanfällen von den Globuli nehmen. Mit einer „Erstverschlimmerung“ müsse ich rechnen, das sei ein gutes Zeichen, meinte der Homöopath. Die Tablettenabstinenz hielt ich knappe 20 Stunden durch. Ich hatte das Tütchen mit den Globuli längst aufgebraucht. Um nicht wahnsinnig zu werden, war ich auf die Medikamente angewiesen, solange die Ursachen der Schmerzen nicht gefunden wurden.

Um herauszubekommen, ob es sich bei dem Taubheitsgefühl und den Bewegungsstörungen in meinen Beinen wirklich nur um Durchblutungsstörungen und Muskelschwäche handelte oder ob nicht doch eine fortschreitende Lähmung vorlag, wollte ich einen Versuch wagen.

Ich hatte jahrelang für eine türkische Volkstanzgruppe mit dem Akkordeon die Musik für Tänze gespielt und auch selbst mitgetanzt. Beim nächsten Folklore-Übungstermin stellte ich mich, wie in früheren Zeiten in die Runde, um mitzutanzten. Doch beim ersten Schritt schleuderte es mich richtiggehend aus dem Kreis. Ich hatte das Gefühl, meine Beine seien zu Steinen erstarrt.

Ich war nun sicher, daß es sich um eine fortschreitende Lähmung handelte. Ich rief den Homöopathen an, der die Entwicklung begrüßte. Er belehrte mich über die Wirkung von homöopathischen Mitteln. Die Richtung ihrer Wirkung sei „von innen nach außen“ und von „oben nach unten“. Meine Oberbauch- und Rückenschmerzen verlagerten sich allmählich nach unten in die Beine. Ich sollte abwarten und nicht zum Arzt gehen.

Tagelang blieb ich in meiner Wohnung. Als mir nach etwa einer Woche die Decke auf den Kopf fiel, beschloß ich spazierenzugehen. Bedächtig, mit zitternden Knien spazierte ich mit einigen Freunden durch das Stadtviertel. Als sich der Himmel verfinsterte und ein Gewitter aufzog, wurde ich aufgefordert, schneller zu gehen. Es begann schon zu regnen, und ich versuchte, mich so rasch wie möglich fortzubewegen. Ich geriet in



Panik, stolperte, ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten, und brach schließlich auf der Straße zusammen.

Man trug mich in ein Auto und brachte mich in die Notaufnahme der nächsten Klinik. In einem der endlosen Korridore begegnete ich einem Arzt, der vor einiger Zeit bei mir eine Gastroskopie durchgeführt hatte. Auch er erkannte mich sofort wieder und spottete über den Rollstuhl. „Oh, unser Pascha läßt's sich aber heute besonders gutgehen!“

Ausgerechnet dieser Arzt untersuchte mich dann, stellte fest, daß sämtliche Beinreflexe in Ordnung seien, und hieß mich im Untersuchungsraum auf und ab gehen. Ich schaffte es nicht mehr, allein zu gehen. Immer wieder sackte ich in den Knien zusammen und wäre erneut gestürzt, hätte mich nicht der assistierende Pfleger aufgefangen.

Der Arzt hielt mich für einen schweren psychopathischen Fall. Die Lähmungen, die angeblichen, seien von mir simuliert. Das sag-

te er mir ins Gesicht und fuhr fort: „Wir werden Sie jetzt in die Neurologie überweisen. Denen können Sie nichts vormachen. Die wissen sofort, was Sache ist!“

In der Neurologischen Klinik wurden die Lähmungen bestätigt und in einer gut zweistündigen, eingehenden Untersuchung in Art, Weise und Grad konkretisiert. Sensibilität und Motorik der Beine waren schwer gestört. Die „Tiefensensibilität“ war kaum noch vorhanden, was bedeutet, daß man nicht mehr weiß oder spürt, ob man die Beine verschränkt, ausgestreckt nebeneinanderliegen oder angewinkelt hat. Außerdem vermutete der Arzt eine „schwere Systemerkrankung“. Ich sollte mich zu weiteren Untersuchungen in den nächsten Wochen in der Klinik einfinden. Ich warf einen Blick auf das „Fazit“ in den Notierungen des Arztes: „Verdacht auf spinale, chronisch-progressive MS.“

Bei der Multiplen Sklerose handelt es sich um eine schwere Erkrankung des Zentralnervensystems. Sie verläuft schubweise und chronisch. Im Rückenmark und im Gehirn treten Zerschellherde auf. Die Krankheit führt zu Lähmungen und Störungen und ist unheilbar. Zum ersten Mal war ich von einer neuen Diagnose nicht begeistert. Das bisher übliche Hochgefühl, das sich bei mir bei der Aussicht auf eine neue Erkenntnis einzustellen pflegte, blieb diesmal aus. Sehr schnell beruhigte ich mich aber und dachte: Weshalb sollte ausgerechnet der 30. Mediziner recht haben?

Im nächsten Heft

Auf Händen und Knien durch die Wohnung – Die letzte Diagnose: Tumor im Rückenmark – Kampf gegen ein Leben im Rollstuhl